



Rezensionen

SÜNNE ANDRESEN, Der Preis der Anerkennung. Frauenforscherinnen im Konkurrenzfeld Hochschule. Münster: Westfälisches Dampfboot 2001, 236 S., kt., DM 48,90

ANGELIKA GLÖCKNER-RIST / ANINA MISCHAU, Wahrnehmung und Akzeptanz von Frauenhochschulen und Frauenstudiengängen in Deutschland. Schriften des Heidelberger Instituts für Interdisziplinäre Frauenforschung (HIFI) e.V. Bd. 2. Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft 2000, 198 s., kt., DM 59,--

ANINA MISCHAU / CAROLINE KRAMER / BIRGIT BLÄTTEL-MINK, Frauen in Hochschule und Wissenschaft - Strategien der Förderung zwischen Integration und Autonomie. Schriften des Heidelberger Instituts für Interdisziplinäre Frauenforschung (HIFI) e.V. Bd.3. Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft 2000, 199 s., kt., DM 38,--

AYLA NEUSEL / ANGELIKA WETTERER (Hg.), Vielfältige Verschiedenheiten. Geschlechterverhältnisse in Studium, Hochschule und Beruf. Frankfurt/M/ New York: Campus Verlag 1999, 348 S., kt., DM 58,--

KARIN ZIMMERMANN, Spiele mit der Macht in der Wissenschaft. Passfähigkeit und Geschlecht als Kriterien für Berufungen. Berlin: edition sigma 2000, 224 s., kt., DM 36,--

Professions- und Hochschulforschung aus der Geschlechterperspektive

Im Jahr 1904 schrieb Marianne Weber einen kleinen Text, der sich die Frage stellt, was die Wissenschaften erwarten können, wenn sich immer mehr Frauen an ihr beteiligen (Weber 1919). Sie wird geradezu kühn wenn sie das "Emportauchen der Frauenfrage" auch als eine Vermehrung des "Erkenntnisschatzes" begreift und gerade in diesen Arbeiten eine spezifische Bedeutung ausmacht, weil zuvor Unbeachtetes hinzugewonnen wird und Bekanntes in anderem Licht erscheint. Auch für die Sozialwissenschaften erhofft sie sich eine solche Entwicklung.

Auf der Subjektseite der Frauen sieht sie die Möglichkeit, intensiver in der Wirklichkeit zu existieren und diese Wirklichkeit selbstmächtiger regulieren und regieren zu können. Und für die Universität als Institution erhofft sie sich Reifeprozesse und bruchartige Entwicklung: "Sind wir sicher, dass diese Wissenschaft, die niemand mehr zu umspannen vermag, dauernd den Menschen als Kulturwert gelten wird? Wird sie in ihrer Lebensfremdheit und Unangreifbarkeit dauernd die Macht haben, den Einzelnen in ihren Dienst zu zwingen?" (ebd., 91) - Das sind bis heute kluge Fragen und sie werden tagtäglich beantwortet, indem wir die Objektivationen wissenschaftlicher Antworten blind oder wach zu uns nehmen, uns einverleiben, sie anwenden, etwas von ihnen erhoffen und sie bedienen aber auch fürchten. Wie funktioniert denn die Maschinerie, die Wissenschaft, die einen Mann in der Universität zum Subjekt macht und die Frau gespalten in Weib und Wissenschaftlerin zurücklässt? Es ist

offenbar möglich, dass Frauen ihre wissenschaftlichen Verstandeskräfte entwickeln, nicht aber die Herauentwicklung aus der kulturellen Form der Weiblichkeit bewerkstelligen können. In letzter Instanz bescheidet die Kultur, das Soziale und Ideologien in den Sätzen eines Mannes, dass wir doch bloß hysterisch sind oder überreagieren. Die geschlechtlichen Wahrnehmungsmuster überformen alle Kompetenz. Ein Habilitand, der türenknallend den Raum verlässt, weil er mit der Kritik des Professors nicht einverstanden ist, wird sicherlich der Überreaktion bezichtigt werden können. Aber er reagiert über, weil er sich der Sache so verschrieben hat, die er sich einverleibte und zu der er wurde. Oder auch weil er sich schon etwas frühzeitig in ein Konkurrenzverhältnis zum Professor setzt. Eine Habilitandin, die aus denselben Gründen in Tränen ausbricht wird der Übersensibilität oder Hysterie bezichtigt (im Stillen), denn sie ist in dem Moment von der Sache getrennt, wird unsachlich und einfach weiblich. In der bürgerlichen Gesellschaft verschmilzt der Mann mit seinem Tun und tritt nur noch als sexualisiertes Wesen männlich auf, d.h. relativ selbstbestimmt. Die Frau hat als Seinszustand das Frausein, d.h. sie verkörpert das ganze Geschlecht und dann ist sie auch noch Studentin oder Professorin. Die hierarchische Struktur der Universität hat Sozialisationsformen entwickelt, die den knabenhaften - wie sie Piaget z.B. theoretisierte - ähnlich sind: Männer sehen sich auf der Sprosse einer Leiter, auf einem bestimmten Entwicklungsweg und werden väterlich und brüderlich, kulturell männlich hinaufgejagt, gestreichelt, getrieben, geboxt. Sie spielen und kämpfen und sie wissen, dass es ein Wagnis ist; es gibt Niederlagen, die aber fordern heraus. D.h. der Mann in der Universität zehrt von einer patriarchalischen Dividende (Robert Connell), deren Ursprung er nicht kennen muss, um sie verzehren zu können. Die Frau kämpft mit sich und gegen andere. Eine Niederlage ist ein persönliches Versagen, denn auf eine Struktur, die jetzt versagt, hatte man nie gehofft. Solche Mechanismen mit entwickelteren Ressourcen als Marianne Weber sie zur Verfügung hatte, zu entschlüsseln, stellte ich mir eigentlich interessant und spannend vor. Die konstruktivistisch orientierte Professionsforschung ist jedoch weit davon entfernt deutliche Antworten geben zu können.

Homosozialität: Das Anerkennungsproblem

"Frauen in Hochschule und Beruf" sei ein "altmodisch klingender Titel" qualifizieren Neusel und Wetterer (1999, 9) die gleich lautende Tagung aus der das Buch "Vielfältige Verschiedenheiten" hervorging. Ein "Perspektivwechsel" (ebd., 10) habe sich in den letzten 15 Jahren vollzogen: von den Defiziten von Frauen in den Naturwissenschaften und der Technik werde jetzt nicht mehr ausgegangen, stattdessen gerieten die "Potentiale" (ebd.) in den Blick. Als eine zentrale Frage gelte "welche Konsequenzen aus den theoretischen Einsichten der Geschlechterforschung zu ziehen sind, sobald man sich daran macht, Geschlechterdifferenzierungen im Berufsbereich empirisch dingfest machen zu wollen." (ebd., 119). Konsequenzen aus theoretischen Einsichten? Also nicht die Theoretisierung der empirischen Ergebnisse? So dunkel und nicht unbedingt wissenschaftlich nachvollziehbar diese Aussage ist, so wiederholend und zäh, so auftrumpfend und nicht einlösend lesen sich die Beiträge. Von Konsequenzen, seien sie theoretischer oder politischer Art, ist im folgenden dann nichts mehr zu lesen. Kritik der Verhältnisse: Fehlanzeige. Kritik an den AkteurInnen: Fehlanzeige. Kritik an den Berufsbedingungen: Fehlanzeige. Kritik an Karrierehierarchien, am so genannten Leistungsprinzip, an männlicher Kultur: alles nicht vorhanden. Was ist dann zu Lesen? Angelika Wetterer's Beitrag "Theoretische Entwicklungen der Frauen- und Geschlechterforschung über Studium, Hochschule und Beruf - ein einleitender Überblick" zeigt Verschiebungen in den Untersuchungsgegenständen wie sie sie wahrnimmt: von den Frauen zu den Geschlechterverhältnissen, von der Differenz zu den vielfältigen Verschiedenheiten. Es wird von "theoretischen Errungenschaften" (ebd., 16) gesprochen, so wenn die Einsicht formuliert wird, dass vom "Selbstverständnis der Akteure ... kein direkter Weg zu deren »objektiver Situation«" führe (ebd., 18) oder dass die Geschlechterdifferenz

keinen Ausgangspunkt mehr bilde, aber "hierarchietheoretische Konzepte" und die "Weiterentwicklung ... der sozialen Konstruktion von Geschlecht" (ebd., 19). Eigentümlich linear aufstrebend wird die Theorieentwicklung vorgelegt, als eine Art Immer-Besser(Komplexer)-Werden. Der Preis für solches "Fortschrittsdenken" ist eine vielfach unterstellte dubiose Schlichtheit und Rückschrittlichkeit in Theorieansätzen und Methoden, wie sie "früher" verwendet wurden. Dass die Innensichten von Betroffenen Strukturen freilegen, war ganz sicher keine frühe "Einsicht" von feministischer Forschung. Die Forscherinnen waren ja sozialwissenschaftlich ausgebildet und mit den methodischen Fallen bestens vertraut. Auch der "genaue Blick auf »die Sache selbst«" (ebd., 20) ist so alt wie die feministische Forschung, auch wenn der Blick sich änderte. Kritik an der eigenen Konzeption - wie sie z.B. von Andrea Maihofer in den 90er Jahren mehrfach vorgetragen wurde (vgl. exemplarisch Maihofer 1994, S. 250-255) wird hingegen gar nicht verarbeitet oder beantwortet.

Offenbar hat die Professionsforschung Legitimationsprobleme, denn sie belastet sich selbst mit großen theoretischen Entwürfen, die sich dann kaum noch mit dem Gegenstand vermitteln. Wetterer spricht von dem "Bemühen, die Reproduktionsformen sozialer Ungleichheit im Geschlechterverhältnis und die vergeschlechtlichten Strukturbedingungen sozialen Handelns jeweils kontextspezifisch zu präzisieren und zu differenzieren" (ebd., 22) In keinem Beitrag findet sich der Versuch, die Geschlechterverhältnisse (die mal im Plural mal im Singular zu finden sind und dies durchaus im selben Beitrag) zu klären. Oder die "vergeschlechtlichten Strukturbedingungen" aufzuschlüsseln. Die Rückbindung und kritische Auseinandersetzung mit soziologischen Theorien wird durchweg mehr behauptet als geleistet; eher lässt sich von Zitierkartellen sprechen, die die immer gleichen Autorinnen als Rückhalt stärkenden Verweis anführen.

Bei der Auseinandersetzung mit feministischen Begreifungskonzepten werden dies auf relative Nichtigkeiten reduziert, und das vormalige Anliegen gar nicht mitreferiert. Wetterer setzt sich mit dem Begriff der "geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung" auseinander. Sie bringt ihn wie folgt auf den Punkt: "Weil die Geschlechter nun einmal verschieden sind, unterscheiden sich folgerichtig auch die Arbeitsbereiche, für die sie sich je verschieden eignen und interessieren und für die sie seitens der Arbeitgeber je verschieden rekrutiert werden." (ebd., 26) Solche Magerkeit war in den lebhaften Debatten der 70er und 80er Jahre nicht zu finden: ausgehend von Hegels Philosophem der Herr-Knecht-Dialektik (Smith 1989), über die Homosozialität der Arbeit (Dalla Costa 1973), die Vergeschlechtlichung der Trennung von Hand- und Kopfarbeit (Hauser 1985) wurde die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung für Kapitalismuskritik fundiert. D.h. dieser Begriff ermöglichte zu denken, dass die bürgerliche Gesellschaft in ihren Zerreißungs- und Bindekräften auf der von ihr konstituierten Geschlechterdifferenz aufruht und sie ständig neu einverleibt und modifiziert. Das heißt nicht, dass der Begriff beibehalten werden muss; ihn aber auf eine Tautologie zu reduzieren nimmt ihm den zuvor gemeinten Stachel und verdeckt, dass eben dieser gesellschaftskritische Stachel gar nicht in der Professionsforschung mitgedacht wird. Die "geschlechtshierarchische Arbeitsteilung" die Wetterer (Wetterer 1999, 26) vorschlägt, erlaube die "Kategorie Geschlecht nun vor allem als Status- und Strukturkategorie" (ebd., 26) einzubeziehen, und im Konzept der "geschlechterkonstituierenden Arbeitsteilung" (ebd., 27) sei es möglich den sozialen Konstruktionsprozess zu fassen, "in dessen Rahmen die Arbeitsteilung ebenso als Ressource der Geschlechterkonstruktion fungiert wie umgekehrt Geschlecht als Ressource der Strukturierung und Hierarchisierung arbeitsteiliger Zuständigkeiten und Zugangschancen" (ebd., 27). Bei dem Versuch den Konstruktivismus stark zu machen, muss Wetterer eigentümlich konstruieren und komplexe Vorschläge zu schlichten Entgegensetzungen machen: "Die Abkehr von Konzepten einer geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung, in die die Unterschiedlichkeit von Frauen und Männern letztlich als etwas eingeht, das der Arbeitsteilung immer schon vorausliegt, statt durch sie in der einen oder anderen Weise erst

hervorgebracht und befördert zu werden, hat in nahezu allen Beiträgen dieses Buches ihren Niederschlag gefunden - auch in denen, in denen der Terminus »Geschlechterkonstruktion« kein einziges Mal explizit genannt wird." (ebd., 28) In diesem Sinne spricht sie von einer "konstruktivistische[n] Wende" (ebd.).

In ihrem zweiten Beitrag "Ausschließende Einschließung - marginalisierte Integration: Geschlechterkonstruktionen in Professionalisierungsprozessen" im selben Band wendet sie sich gegen die Annahme, dass Geschlecht mittlerweile zum Verschwinden gebracht, de-institutionalisiert oder neutralisiert werde. Sie geht den ärztlichen und juristischen Berufen nach und problematisiert, dass die innerprofessionelle Arbeitsteilung, "die normalerweise der »horizontalen Segregation« zugeordnet wird, sich bei genauerem Hinsehen jedoch recht schnell als subkutane Form einer geschlechtshierarchischen Statusdistribution entpuppt." (ebd., 227) Der soziologische Jargon kann nicht verhehlen, dass es Unsicherheit gibt, das Gemeinte zu fassen: eine Form unter der Haut, die entpuppt wird und in sich Verteilung transportiert? Das ist nicht so genau, wie die Anleihen aus der Biologie nahe zu legen versuchen. Es gibt auch faktisch daherkommende Behauptungen, deren Beleg fehlt: warum ist bei der Staatsanwaltschaft "die Frauendomäne unter den juristischen Berufen", "ein geradezu dramatischer Prestige- und Statusverlust zu verzeichnen"? (ebd., 228) Weil dort so viele Frauen arbeiten? Weil die Skandale in Staatsanwaltsbüros zugenommen haben oder öffentlicher wurden?

Und es wird noch einmal gegen den Begriff der "geschlechtsspezifischen" und für den Begriff der "geschlechtshierarchischen" Arbeitsteilung gestritten. Letzter "weist darauf hin, dass die Prozesse, die zur Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern führen, andere sind als sie zu sein scheinen. Wir haben es bei ihnen mit einem Modus der Reproduktion der Geschlechterhierarchie zu tun und nicht mit der Präferenz der Frau für Arbeitsgebiete, die immer schon vorab als besonders geschlechtskompatibel ausgewiesen waren..." (ebd., 232) Nun, das unterscheidet die beiden Begriffe nicht. Die Gegenstände, die verbessert werden, sollten doch gekannt sein, in diesem Fall ein komplexes Theorie-Ensemble wie die "geschlechtsspezifische Arbeitsteilung" zu fassen ist. Geneviève Fraisse kommt das Verdienst zu, dass sie das Fehlen der Geschlechterdifferenz als Philosophem von Platon bis heute herausgearbeitet hat und die gleichzeitige Konstituierung des "Anderen" (der Frau) (Fraisse, 1996). Und entsprechend abwesend-anwesend wurde auch die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung rekonstruiert. Ein körperlicher Bezugspunkt (die Fruchtbarkeit der Frau), der unentwegt den Namen wechselt, die Gestalt, auch die Kraft aber immer erahnbar bleibt. Marx hatte die erste Arbeitsteilung im Geschlechtsakt gesehen, ein wenig geschlagen von der "Natürlichkeit" der Heterosexualität und sie dann im Zuge anderer gesellschaftlicher Arbeitsteilungen zu einer Herrschaftsstruktur verdichtet. Auf diesen, in der Deutschen Ideologie (MEW 3, S. 29 ff.) begonnenen Überlegungen bauten die feministischen Theoretisierungen vielfältig auf. Ideologiekritische Arbeiten wurden unterlegt mit Begriffen wie Naturalisierung des Sozialen u.a.m. Es ist fast zynisch zu nennen, dass Wetterer der Vorstellung Raum gibt, es habe Feministinnen gegeben (oder Feminismen) die den "weiblichen Hang" zur schlecht bezahlten Akkordarbeit theoretisch fundierten. Vielleicht ist es umgekehrt: die "früheren" Theorien sind nicht zu harmlos, sie sind entschieden radikal, weil sie sich an herrschende gesellschaftliche Bedingungen rück binden und die Arbeitsteilung selbst infrage stellen oder sogar für mörderisch befinden.

Aus einer heuristischen Annahme - die Geschlechterdifferenz ist eine Konstruktion ohne Fundament - wird eine Wahrheit in den konstruktivistischen Überlegungen, die das Vorausliegende gar nicht mehr benennen muss. Die Reproduktion von gesellschaftlichen Formen und Strukturen wird absolut reduziert auf die "Hervorbringung", die dann zur Hoffnung politischer Veränderung wird: Wenn "man davon ausgeht, dass die kleinen und großen Unterschiede zwischen den Geschlechtern allesamt im sozialen Handeln hervorgebracht werden, so heißt das auch, dass sie allesamt zum Gegenstand politischer

Veränderungsstrategien werden können." (ebd., 29)

Das "Warum" der Hierarchie ist nicht mehr von Interesse, nur noch das "Wie". Das "Wie" erklärt aber nicht das "Warum", sowenig wie das "Warum" das "Wie" erklären kann. Lagen die Forschungen der 70er und 80er Jahren stärker bei dem "Warum" - hier wurden antipatriarchalische und antikapitalistische Konzepte stark - finden sich jetzt die nicht mehr herrschaftskritisch motivierten "Wie"-Forschungen. Die notwendige Kombination von beiden fehlt.

Christine Roloff ("Geschlechterverhältnis und Studium in Naturwissenschaft und Technik - vom »Problem der Frauen« zum Modernisierungsdefizit der Hochschule") fragt sich nach ihrem Literaturbericht über das Geschlechterverhältnis in Naturwissenschaft und Technik: "Wie müssen Frauenfördermaßnahmen im Bereich Technik aussehen, damit sie geeignet sind, die Akzeptanz von Frauen für diese Fächer zu erhöhen?" (Roloff 1999, 73) Eine Seite zuvor hatte sie noch geschrieben "Wir sind abgekommen von der Frage nach Defizit oder Differenz von Frauen" (ebd., 72) aber wenn Frauen doch bloß akzeptieren sollen, wo sind "wir" dann angekommen? Bei einer Abstraktion offenbar, die das Konkrete vernichtet: "Allgemein zeigt die feministische Sichtweise auf die Organisationsdimension, dass von flexibleren und kontextualisierten Geschlechterverhältnissen (sic! kh) auszugehen ist und dass Frauen über mikropolitische Aushandlungen beteiligt sind an der Konstitution organisationaler Geschlechterkultur bzw. geschlechtlicher Differenzierung oder deren Auflösung im Rahmen beruflicher Arbeit in Organisationen". (ebd., 80) Die Komplexität der Welt muss durch das Individuum hindurch - auf dem Niveau bleiben alle Katzen grau.

Vielleicht bietet sich "der" Konstruktivismus an, naive Forschungsziele zu formulieren, wie dies Christel Walter in ihrem Beitrag: "Geschlecht und Technik - jenseits von Stereotypen" tut: "Wenn es Ziel feministischer Analysen ist, die bestehende Geschlechterdifferenz und ihre Folgen aufzuheben, dann ist im Forschungsprozess eine doppelte Strategie erforderlich." (Walter 1999, 87) Diese einfache Erkenntnis, dass Menschen ihre Geschichte nicht selbst bestimmen aber sie selbst machen oder in den Worten von Walter: "Männer und Frauen können sich zwar im doing gender dem binären Code nicht entziehen, sie können aber ihre Geschlechterrollen gestalten und damit traditionelle Rollenmuster modifizieren." (ebd., 89 f.) führt - da die Herrschaftsverhältnisse ausgeblendet bleiben - zu einem unerträglichen Voluntarismus, der sich als Hoffnung auf Veränderung darstellt.

In dem Beitrag von Ursula Müller ("Asymmetrische Geschlechterkonstruktionen in der Hochschule") fand ich weder eine theoretische Überlegungen noch empirisches Material, sieht man von einigen Anekdoten ab.. "In der heutigen Zeit verringern sich die Möglichkeiten, Differenzen zwischen den Geschlechtern in der Weise zu konstruieren, dass »Frauen« oder »Weiblichkeit« abgewertet werden, von Tag zu Tag." (Müller 1999, 136) Der Beitrag handelt dann von den "Restbeständen" der Abwertung. Eigentümliche "Thesen" geistern durch den Text, Thesen von denen jede/r weiß: "Diese, wie auch die subtile oder offene Abwertung von Frauen - so meine These - vollziehen sich überwiegend halb- bis unbewusst, d.h. vorausgesetzt Selbstverständliches." (ebd., 140) Oder Thesen, deren Logik nicht einleuchtet: "»Frauenprobleme« sind eigentlich Geschlechterfragen und daher gesellschaftliche Probleme." (ebd., 150). Und was sind sie als "Frauenprobleme"? Die Realität der Universität wird als "diskursive" (ebd., 152) behauptet und "diskursiv" wird dann auf "Diskussionen" (ebd.) reduziert. Und ist es so, dass die Frauenforschung "die analytischen Instrumente bereitstellt, Gestaltungsräume und -notwendigkeiten aufzuzeigen, und zudem zur Vervielfältigung der symbolischen Repräsentation von »Frau-Sein« in der Wissenschaft beiträgt" (ebd., 143)? Der Beitrag von Müller, der wie alle anderen davon ausgeht - also nicht weiter begründet -, dass das "Geschlecht" und nicht Männer und Frauen Untersuchungsgegenstand sei, vollzieht im Text diese Verschiebung gar nicht. Es geht um Frauen oder - wie es dort heißt : »Frau-Sein«, ein Wort, dass sich mit dem impliziten Herstellungsprozess (tun statt sein) nicht mehr vermittelt. Und obwohl sie einen Großteil der

Konflikte und Hierarchisierungen, bzw. Asymmetrien in psychoanalytischen Worten fasst ("das Andere, das Abgespaltene, unter Schmerzen und Konflikten Verdrängte", ebd., 153) setzt sie letztendlich auf eine erfolgreiche "Geschlechterpolitik" in Organisationen (vgl. ebd., 139). Die Unentschiedenheit schlägt auch durch bei den Zielen: einerseits wird von der Wissenschaft "Geschlechtsneutralität" (ebd., 142) erwartet, eine Seite weiter soll das "Frau Sein" in der Wissenschaft symbolisiert werden.

In den Texten von Ursula Müller aber auch von Sigrid Metz-Göckel ("Hochschulreform als Personalentwicklung. Zur Produktivität von WissenschaftlerInnen") herrscht eine Art pragmatischer Frohsinn. Die diskutierte Vollrechtsfähigkeit der Universitäten z.B. wird von Metz-Göckel als mögliche Identifikation der Studierenden und WissenschaftlerInnen mit "ihrer" Institution vorgedacht, als "ein "gemeinsames Drittes" (Metz-Göckel 1999, 162); Geschlecht sei eine "soziale[n] Strukturkategorie, die inhaltlich weniger festgelegt und durch die Handlungsfähigkeit der Akteure und Akteurinnen beeinflussbar ist... Damit ist ein Verhältnis von Struktur und Kultur als von beiden Seiten veränderbar angedacht" (ebd.) Es ist das alte Spiel: die Entdeckung der gemachten Strukturen und Kulturleistungen wird dem Voluntarismus preisgegeben und der Theoretisierung entzogen. Um ein Bild zu gebrauchen: beim Blick aufs Meer werden die sich kräuselnden Wellen zwar bemerkt, aber warum sie sich kräuseln oder wer sie bewegt, bleibt dem Verstand, der nur die Oberfläche betrachtet, entzogen. Deshalb kann dann umstandslos behauptet werden: "Die Hochschule wird zu einem sozialen Kräftefeld, das die Potentiale ihrer Mitglieder mehr oder weniger anregt" (ebd.) und es "kann die Frauenbeteiligung zum Gradmesser für Rationalität und Transparenz der Hochschule und zur Meßlatte deren Innovationsfähigkeit werden." (ebd., 164) Wie bei dem "gemeinsamen Dritten", jenes Postens, den Brecht für die zwischenmenschlichen Beziehungen vorschlug, ist hier noch der Satz von Fourier als Echo vernehmbar, der als utopischer Sozialist das "Gesetz" formulierte, dass "der gesellschaftliche Fortschritt und Veränderungen der Epoche sich aufgrund fortschreitender Befreiung der Frauen vollziehen", der dann durch die Zitierung von Marx Berühmtheit erlangt: "Der Grad der weiblichen Emanzipation ist das natürliche Maß der allgemeinen Emanzipation." (MEW 2, 208) Emanzipation wird bei Metz-Göckel "Beteiligung" "Rationalität" und "Transparenz" sollen als allgemeine Emanzipation fungieren. Die Stoßrichtung des Beitrags ist schnell klar, der auch Herrschaft reproduzierenden Universität wird unterstellt, sie habe ein "Interesse daran, für geschlechtergerechte Strukturen zu sorgen." (ebd.) Das System optimiert sich selbst. Das System selbst wird an den Laufbahnmodellen in den USA dargelegt, die "skeptisch" (ebd., 174) stimmen, es folgen die Studien, die über die Produktivität von WissenschaftlerInnen Auskunft geben, die dann die "allgemeine Genialitätsunterstellung an Professoren" enttäuschen (ebd., 186) ; abschließend heißt es: "In der Frauenforschung haben die Hochschulen eine Reflexionsmöglichkeit institutionalisiert, die ihnen Aufklärung über ihre Selbstblockierungen gibt und in der Frauenbeteiligung eine Meßlatte für ihre Rationalität und Transparenz." (ebd.)

Auch Stefanie Engler vollzieht den "grundlegende[n] Wechsel" (1999, 108) in der Frauenforschung von seiendem oder habendem Geschlecht zu tuendem Geschlecht. Ihr Beitrag "Hochschullehrer und die Herstellung von Geschlechtergrenzen: Der Empfang von Studentinnen und Studenten in Elektronik und Erziehungswissenschaft" will die "symbolische Ordnung der Inszenierungen" aufschlüsseln und "nach dargestellten »Grenzen« .. fahnden" (ebd., 109). Sie geht davon aus, dass die "soziale Ordnung des jeweiligen Faches symbolisch dargestellt wird" (ebd., 111). "Kontrastiv" (ebd., 120) werden die Veranstaltungen verglichen: "Bei einem solchen Vorgehen fungieren die im Vergleich deutlich werdenden Unterschiede als Maßstab." (ebd.) Aber von welchen Maßstäben aus werden die Unterschiede erkannt? Die Einführungsveranstaltung der Elektrotechnik ist arbeitsteilig organisiert "mit klar erkennbaren unterschiedlichen Positionen und Zuständigkeiten. Dennoch entsteht der Eindruck einer Einheit, einer Gemeinschaft und dass hier eine Aufnahme der Neuankömmlinge in diese

Gemeinschaft erfolgt." (ebd., 121. Dass Arbeitsteilung als Bindekraft wirksam wird, dass sie - auch ideologisch - das "Ganze" spiegelt, gehört zu den basalen soziologischen Wissensbeständen. Dass sich das Personal der Elektrotechnik - vom Studenten bis zum Professor - jedoch wie ein sozialistisches Kollektiv, das auf eine "gemeinsame dritte Sache" verpflichtet ist, darstellt und so motivierend auf die AnfängerInnen wirkt, dass so vor allem das Leistungsprinzip als Ein- und Ausschlussmechanismus in den Vordergrund gerückt wird, dass die Studierenden sich vom ersten Semester an zur Karriereleiter in der Universität verhalten können/oder gar sollen - das sind interessante Beobachtungen. Die Erziehungswissenschaftler hingegen konstituieren in der Einführungsveranstaltung weniger ein Fach als eine gruppenspezifische Sitzung, in der es eine Gruppe "Ihr" gibt, die neuen Studierenden und ein "Wir", das wissenschaftliche Personal. "Entworfen wird ein Bild von verunsicherten Persönlichkeiten in und durch die Botschaft: »Sie sind verunsichert in dieser neuen Situation.« Den StudienanfängerInnen wird eine Befindlichkeit zugewiesen. Das sagt nichts über die StudienanfängerInnen, sondern lediglich etwas darüber aus, wie die Hochschullehrer StudienanfängerInnen konstruieren und welche Position in der sozialen Ordnung Hochschullehrer zuteilen." (ebd., 126) Aber doch auch welche Ordnung das Fach hat, dass es aus Unsicherheiten besteht, und wie es in der akademischen Welt positioniert ist, oder? Und dass dieser chaotische und doch hierarchische Umgangston auch als hilflose Unterstützung der Autonomie des Individuums (z.B. gegen den vormaligen schulischen Zwang) gesehen werden kann.

Dass in der Elektrotechnik ein "Spiel" gespielt wird, an dem potentiell alle sich beteiligen können "setzt offensichtlich Gleichgeschlechtlichkeit voraus" (ebd., 130) in der Erziehungswissenschaft existiere dieses Spiel nicht für die Studierenden, da hier beide Geschlechtsgruppen vorhanden seien. Engler reißt nur an, wie die Wissenschaften selbst im Gefüge platziert sind, welche Bedeutung die Vertreter des Faches durch das Fach gewinnen, was die Ziele des jeweiligen Faches für die Ausbildung und die Persönlichkeit der Studierenden verfolgen.

Die Beiträge zur Institution Universität sind so sehr mit einem Innenblick ausgestattet, dass die Umwelt dieser Einrichtung, ihre Funktionen im gesellschaftlichen Gefüge außen vor bleiben und damit auch die Definitionsmacht unangetastet bleibt. Das gilt auch für den Text "Eine Liga für sich? Berufliche Werdegänge von WissenschaftlerInnen in der Max-Planck-Gesellschaft von Jutta Allmendinger, Janina von Stebut, Stefan Fuchs, Hannah Brückner. Aber es werden die selbst erhobenen Daten in den verschiedenen Modellen zum Sprechen gebracht (Strukturdefizit-Modell, Differenz-Modell) und mit verschiedenen Bedingungen/Annahmen (Einstellung/Nähe zur Wissenschaft, Unterstützungsnetzwerke usw. vgl. ebd., 209) eingeführt.

Stefanie Ernst setzt sich kritisch mit Führungsstilen auseinander ("von der »weiblichen Sonderart« zum »weiblichen Führungsstil«. Kontinuität und Wandel geschlechtsstereotyper Konstruktionen in hoch qualifizierten Professionen"), Ellen Kuhlmann mit der zahnmedizinischen Profession ("Geschlechterdifferenz und Geschlechterhierarchie (k)ein symbiotisches Verhältnis"), Sandra Beaufays mit Medizinerinnen ("Mit freiem Kopf arbeiten: Familie und Beruf aus der Sicht von Medizinerinnen in Führungspositionen"). All diese Beiträge referieren ihre empirischen Ergebnisse. Gisela Notz ("Transformationen der Arbeit, Auswirkungen auf Frauen in akademischen Berufen") führt die deregulierten Arbeitsbedingungen vor, zeigt Studien, die Frauen als "besser" in den neuen Führungspositionen sieht aber: "In Wirklichkeit gibt es keinen Grund zum Jubeln. Aus den Ergebnissen wissen wir, Frauen in Führungspositionen sind besser, schneller, rentabler als Männer und sie müssen es offenbar auch sein, um überhaupt in solche Positionen zu kommen... sie nehmen die männlichen Maßstäbe nicht nur an, sie setzen die Meßlatte selbst, und sie setzen sie höher." (Notz 1999, 337) Sie ficht für die "Umstrukturierung, Neudefinierung, Neugestaltung und Neuverteilung aller jetzt bezahlt und unbezahlt

geleisteten gesellschaftlich notwendigen und nützlichen Arbeiten und eine Umverteilung der Verantwortung auf beide Geschlechter." (ebd., 341)

Helga Krüger ("Geschlecht - eine schwierige Kategorie. Methodisch-methodologische Fragen der "Gender"-Sensibilität in der Forschung") untersucht - in meinen Worten - Trennungszusammenhänge, die so genannte "Zwei-Welten-Realität" (Männer-Frauen). Es gilt, den forschungsimpliciten Sexismus auszumachen: "mit der bestehenden Praxis der »Teil-Geschlechtsangabe« (wenn schon Geschlecht, dann weiblich), färbt sich soziologisch die Zwei-Welten-Realität als forschungsstrategisch bedenkliches Über-/Unterordnungsverhältnis ein, gesplittet in eine allgemeine Theorie und eine Teilgruppentheorie, deren Realitätsgehalt fortan unter den Prämissen der allgemeinen Theorie erfasst wird." (Krüger 1999, 37) Anhand der Kategorie "Beruf", deren Verbindung mit Bildungs- und Qualifikationsniveau, sucht sie die Sonderbestimmungen für Frauen als sexistische auszumachen. "Frauenerwerbsverläufe unterliegen zweifellos einem sehr viel komplexeren Institutionenzugriff als männliche." (ebd., 39) So zeigten Studien, dass für Frauen sich nicht Bildungsniveau und Familie überlagern, sondern berufstypische Arbeitsorganisation und Familie. Krüger selbst hat zusammen mit anderen eine Studie angefertigt, die die "Bildungsniveauhypothese (männliche Berufsstrukturierungen abbildend) und die Beziehungshypothese (weibliche Erwerbsverläufe abbildend)" (ebd., 42) an 220 weiblichen Fällen - mit gleichem Bildungsniveau - überprüften. "Das Bildungsniveau, auf die Differenz zwischen männlichen Erwerbsverläufen abhebend, bündelt bei berufsqualifizierten Frauen noch einmal über die Strukturierungsdifferenzen innerhalb der weiblichen Erwerbsverläufe hinweg; die Globalkategorie »Vereinbarkeitsberuf« hingegen bezieht nur das Spannungsverhältnis von Familie und Beruf in die Betrachtung ein." (ebd., 43) Die Ergebnisse zeigen nachdrücklich, wie sehr Forschungsstandpunkte von normativen Weiblichkeits- und Männlichkeitsvorstellungen und -erwartungen abhängen aber warum für Frauen die freiwillige Unterwerfung unter solche Stereotypen noch funktional ist, bleibt offen.

Karin Zimmermann ("Spiele mit der Macht in der Wissenschaft") sieht in der "Passfähigkeit" jene zentrale Dimension, die es erlaubt die Universität als Institution männlich zu reproduzieren. Ihr Untersuchungsgegenstand ist der Aufbau der ostdeutschen Hochschulen nach westdeutschem Muster. Ihr Problem ist die männliche Homosozialität der Spitzenpositionen, bzw. deren Reproduktion. Passfähigkeit sei "ein Gemisch aus allgemeinen Gütekriterien, fachlichen und persönlichen Kompetenzen, und aus kollektiven Interessen und Anforderungen" (Zimmermann 2000, 199) zusammengesetzt. Für ihre resümierende These, dass "die Kriterien der Qualität gleichzeitig Kriterien der geschlechtsspezifischen Selektion in homosozial-männlich vergeschlechtlichten universitären Interaktionsräumen, in denen die (Nicht)Passfähigkeit ausgehandelt wird" seien (ebd.; 201) konnte das empirische Material nicht ausgelegt werden; Passfähigkeit ist eine sehr fragile und offenbar empirisch schwer zu untersuchende Kategorie.

Sünne Andresen hat ihre Dissertation "Der Preis der Anerkennung. Frauenforscherinnen im Konkurrenzfeld Hochschule" genannt, worin die zu verhandelnden Dimensionen schon enthalten sind: die Abhängigkeit, die Leistungen, die Anpassung. Die Problematik der Anerkennung entstammt der Herr-Knecht-Erzählung von Hegel, auf die Andresen allerdings nicht verweist, die durchaus "als Urgeschichte der Entstehung und der Befreiung von Herrschaft gelesen werden kann" und "als Theorie der menschlichen Zivilisation" (Bürger 2000, 23). Oder um noch einmal Hegel zu bemühen: "Die Wahrheit des selbständigen Bewusstseins ist demnach das knechtische Bewusstsein" (Hegel 1973, 152).

Ein zentrales Ergebnis der Studie ist, dass Konkurrenz keineswegs ein Medium darstellt, durch das Anerkennung erlangt wird, vielmehr ist sie das Resultat von Anerkennungsprozessen in hierarchischer Struktur; so "speist sich die Anerkennung »von oben« aus der Kraft von unten." (Andresen 2001, 11)

Andresen verbindet in ihrem theoretischen Rahmen das Handlungsmodell von Bourdieu mit

der Kritischen Psychologie der Holzkamp-Schule. Sie führt die "verallgemeinerten Handlungsbedingungen" (ebd.) mit deren subjektiver Aneignung (es handelt sich um eine Interviewstudie) zusammen. Die Interviews werden nach folgenden Leitfragen ausgewertet: "1. Hochschule als Ort von Zusammenarbeit, 2. Wissenschaftliches Arbeiten und der Stellenwert von Zusammenarbeit, 3. Frauenforscherinnen und Kooperation, 4. Geschlechtsspezifische Formen der Zusammenarbeit, 5. Erfahrungen mit Konkurrenz, 6. Utopien zur Kooperation, bzw. welches sind die Hauptfaktoren, die sie verhindern?" (ebd., 64)

Ganz im Gegensatz zu den bisher referierten Einschätzungen zur Bedeutung von Frauenforschung an der Universität kommt Andresen zu dem Schluss, es handele sich um eine "anerkannte Nebensache" (ebd., 153): "Der Maßstab, von dem aus die wissenschaftliche Qualifizierung über Frauenforschung negativ bewertet wird, ist das hegemoniale Verständnis wirklich wichtiger Forschungsfelder, von dem eine weithin auf Unkenntnis und Vorurteilen beruhende Sicht von selbstbezüglicher, beschränkter Frauen- und Geschlechterforschung abgegrenzt wird." (ebd. 156). In den Interviews mit Habilitandinnen und zwei Professorinnen findet sich dieses "hegemoniale Verständnis" wieder, das offensichtlich zu den Aneignungsaufgaben gehört, wenn das Anerkennungsbedürfnis unterlegt wird. Statt von einem Herstellungsspiel auszugehen oder von einem "freien Spiel der gender-Kräfte", zu denen sich reflexiv verhalten werden kann, kompliziert Andresen die Anforderungszumutungen realitätsmächtig. Herrschende Geschlechtmuster außer Kraft setzen zu können, bedeutet auch, die vergeschlechtlichten Sachbeziehungen (hier: zum Fach) zu entkräften. Wenn aber die eigene wissenschaftliche Existenz dafür in die Waagschale geworfen werden muss, ist der Preis hoch und der Preis der Anerkennung die Unterlassung. Andresen legt sehr nachdrücklich vor, dass viele Handlungsmöglichkeiten antagonistisch strukturiert sind, nicht auf Lösung oder Aufhebung zielen, sondern der Eliminierung einer Seite des Widerspruchs bedürfen. Persönliche Ressourcen sind dann nicht zureichend und brauchen strukturelle und organisationelle Unterstützung.

Unter der Rubrik "Der subjektive Möglichkeitsraum von Habilitandinnen aus der Frauenforschung" (ebd., 177) wird aus den Interviews ein zentrales Dilemma herausgearbeitet: die Frauenforscherinnen involvierten sich durch feministische Themen in das eigene Fach, so eigneten sie sich ihre persönliche Stärke und Produktivität an. Inhaltliche Anerkennung finden sie jedoch nicht; Anerkennung findet vermittelt über die Finanzierung ihrer Projekte oder den formalen Akt der Annahme ihres Habilitationsthemas statt. Anerkennung bleibt also abstrakt, fragil und zumeist in einem geradezu persönlichen Abhängigkeitsverhältnis, da ihre Arbeit als "karrieretechnisch großes Problem" (ebd., 179) von außen abgebildet wird.

Zugespitzt lässt sich sagen, dass die Studie von Andresen sich gegen die konstruktivistische Auffassung von vergeschlechtlichten Handlungsmöglichkeiten lesen lässt, da sie die Grenzen der selbsttätigen Konstruktion auch im Blick hat: "Auch die Wahrnehmung der eigenen Situation unter dem Aspekt von Geschlecht eröffnet keinen Ausweg aus der Selbst- und Fremdsicht, sich als einzelnes Individuum in einem als undurchsichtig und abweisend erfahrenden Handlungsfeld durchsetzen zu müssen. Dabei kann anhand dieser Subjektpositionierung noch genauer studiert werden, wie sich hegemoniale Sichtweisen durchsetzen und wie Deutungsmacht hergestellt wird." (ebd., 196)

Homosozialität: Die Frauenhochschule

Das von Anina Mischau, Caroline Kramer und Birgit Blättel-Mink herausgegeben Buch "Frauen in Hochschule und Wissenschaft - Strategien der Förderung zwischen Integration und Autonomie" (2000) enthält sehr instruktive Texte, die reich an Daten und Materialien und ausgewerteten Erfahrungen zu den verschiedenen Frauenfördermaßnahmen sind. Der Band

dokumentiert die Ergebnisse eines Symposiums, das 1999 in Stuttgart stattfand. Es werden die "institutionalisierten, bzw. integrativen Formen der Frauenförderung" (Blättel-Min, 13) betrachtet, eingeschlossen die Erfahrungen von Frauenbeauftragten und Mentoring, und als "alte Formen" qualifiziert. "Monoedukative Strategien dagegen implizieren strukturelle Veränderungen" (ebd.) Die Texte werden alle implizit oder explizit durch das Spannungsverhältnis Struktur-Kultur zusammengehalten: strukturell kann durchaus von Erfolgen gesprochen werden z.B. bei der Implementierung der "Grundsätze zur Frauenförderung an den Hochschulen in Nordrheinwestfalen" aber kulturell werden Geschlechter-Stereotypen aufgefunden, die Ausschlusscharakter annehmen. (Schmalzhaf-Larsen, Monika Holzbecher, 73-75) die Handlungsmöglichkeiten der AkteurInnen - z.B. der Frauenbeauftragten - werden realistisch auseinandergelegt und das Gelingen von Optionen wird an vielfältige Bedingungen geknüpft: Organisation, Struktur, Kultur, Bündnismöglichkeiten usw. Der mühsamen und schwierigen Position der Frauenbeauftragten kommt dabei eine bedeutungsvolle Aufgabe zu; ihre Arbeit führe "langfristig zu einem nicht zu unterschätzenden Lernprozess bei den beteiligten AkteurInnen, indem bisherige Einstellungen und Orientierungen brüchig werden. Und somit eine Veränderung der Geschlechterkultur zu erwarten ist." (ebd., 75) Caroline Kramer ("Die Situation von Frauen in Hochschule und Wissenschaft") referiert die Situation von Frauen vor dem Eintritt in die Hochschule, während des Studiums, nach dem Abschluss und zeigt die Unterschiede zwischen Frauen und Männern in diesen Phasen auf. Offenbar ist "die Studienwahl bei Frauen insgesamt stärker sozial motiviert, während Männer häufig materielle bzw. Karriereorientierte Motive ... nennen." (ebd., 319). Sie belegt, das ausgerechnet in jenen Fächern, in denen der Frauenanteil 70-80 % ausmacht, die Hilfskraftstellen (gewertet als erste wissenschaftliche Einbindung) überwiegend von Studenten besetzt werden (ebd., 37). Monoedukative Erfahrungen werden von Christine von Prümmer, die am Smith-College studierte, vorgestellt. "Going to a women`s college opened up an entire world to me" - warum das so ist, davon gibt Prümmer einen deutlichen Eindruck, indem sie nicht nur die materiellen und geistigen Ressourcen aufschlüsselt, sondern die spezifische Lernkultur auseinanderfaltet, die Monoedukation zu einer "geeignete[n] Strategie zur Förderung von Frauen" (ebd., 122) werden lässt.

Heike Kahlert diskutiert "Die Internationale Frauenuniversität »Technik und Kultur - [als] Meilenstein auf dem Weg zur Verwirklichung einer feministischen Utopie". Sie historisiert das Projekt und seine verschiedenen Wurzeln und bettet es in die Reformdiskussionen ein: die Hochschulreform, Frauenuniversität als Ort für feministische Wissenschaftskritik und Monoedukation (ebd., 177f.) Sie hebt positiv hervor, dass die Internationale Frauenuniversität "Technik und Kultur" "wichtige, politikrelevante Forschungsergebnisse erbracht sowie neue Forschungsfragestellungen aufgeworfen" habe (ebd., 189), kritisiert aber die "hierarchische Organisationsstruktur" und die "Allianz von Expo 2000 und Frauenuniversität", sowie deren eintransparente Entscheidungsfindungen (ebd., 190).

In ihrer Studie "Wahrnehmung und Akzeptanz von Frauenhochschulen und Frauenstudiengängen in Deutschland" legen Angelika Glöckner-Rist und Anina Mischau "eine empirisch fundierte Beurteilungsgrundlage" (2000, 11) für die Nachfrage solcher Einrichtungen vor. Die Studie wurde vom nordrhein-westfälischen Ministerium für Schule und Weiterbildung, Wissenschaft und Forschung in Auftrag gegeben und hatte ihren Schwerpunkt in den Bereichen Naturwissenschaft und Technik, da hier eine deutliche Unterrepräsentanz von Frauen zu verzeichnen ist. Kritisch setzen sich die Wissenschaftlerinnen mit dem Paradox auseinander Einstellungsforschung zu etwas nicht Vorhandenem anzustellen. Sie begegneten den Unsicherheiten, wie gering die Informiertheit bei den Befragten sein könnte, indem sie Gruppeninterviews mit Personen aus Schule, Hochschule und Erwerbsmarkt durchführten. Es ist interessant wie die Akzeptanz bzw. ihr Fehlen sich deutlich polarisiert, je nachdem ob es um die individuelle Weiterentwicklung und

den individuellen Kompetenzerwerb geht oder um die antizipierte gesellschaftliche Akzeptanz, die tatsächliche Herstellung von "Geschlechtergleichstellung" (ebd., 81). Die Akzeptanz der Entwicklungsmöglichkeiten ist erstaunlich hoch und geht nicht selten an die 100 % Marke. Z.B. in der Frage nach der wissenschaftlichen Weiterqualifikation: "Alle VertreterInnen beantworten diese Frage nur positiv, d.h. sie erwarten, dass in monoedukativen Ausbildungsgängen mehr Frauen als bisher promovieren und habilitieren würden" (ebd., 92). Geht es um die Einschätzung der beruflichen Qualifikation, in die offenbar stärker eine unterstellte "durchschnittliche Fremdsicht" Eingang fand, verändert sich das Bild radikal: "alle Hochschullehrerinnen naturwissenschaftlich-technischer Fächer und alle ArbeitgeberInnen erwarten dabei, dass Studentinnen aus traditionellen Frauenuniversitäten oder Frauenstudiengängen schlechter qualifiziert sein würden als Studentinnen aus gemischtgeschlechtlichen Hochschulen." (ebd. 99). Die Auswirkungen auf Wissenschafts- und Forschungsinhalte werden deutlich positiv gewertet und "damit begründet, dass Frauen in geschlechtshomogenen Einrichtungen endlich ihr »Recht auf Gestaltungs- und Definitionsmacht der Wissenschaft« wahrnehmen könnten" (ebd., 84) allerdings werden die Realisierungschancen von curricular reformierten Frauenstudiengängen oder Frauenuniversitäten sehr viel geringer eingeschätzt (vgl. ebd., 106 f.) . Zugespielt ließe sich formulieren: überall dort, wo es um die von Frauen selbst bestimmten Handlungsräume geht findet sich eine sehr klare Akzeptanz, überall dort wo Entscheidungen politischer, struktureller, kulturell eingebetteter Art einbezogen werden müssen, existiert wenig Hoffnung, wenn nicht gar Resignation. Und immer noch gespenstert die Hoffnung, die eine Frage war, von Marianne Weber durch die Texte: ob Frauen "neue Wissenschaftsinhalte und neue Institutionen prägen könnten"? (ebd., 19)

Literatur

- Dalla Costa, Maria (1973): Die Frauen und der Umsturz der Gesellschaft. In: dies. und S. James (Hg): die Macht der Frauen und der Umsturz der Gesellschaft. Berlin, S. 27-66
- Bürger, Peter (2000), Ursprung des postmodernen Denkens. Weilerswist Fraisse, Geneviève (1996), Geschlechterdifferenz. Tübingen.
- Hauser, Kornelia (1985), Marxismus-Feminismus-Frauenbewegung. In: Forum Kritische Psychologie 16. Berlin, S. 64-83
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1973), Phänomenologie des Geistes. Frankfurt/M.
- Maihofer, Andrea (1994), Geschlecht als hegemonialer Diskurs. Ansätze zu einer kritischen Theorie des "Geschlechts". In: Wobbe, T. und G. Lindemann (Hg.): Denkachsen. Zur theoretischen und institutionellen Rede vom Geschlecht. Frankfurt/M, S. 236-263
- Marx, Karl und Friedrich Engels (1978): Werke Band I und Band II. Berlin Smith, Dorothy (1989): Eine Soziologie für Frauen. In: List und H. Studer (Hg): Denkverhältnisse. Frankfurt/M., S. 353-424
- Weber, Marianne (1919): Frauenfragen und Frauengedanken. Tübingen Kornelia Hauser, Soziologische Revue Heft 3, 2002 Oldenbourg Verlag, München